

Sühne und Ehre

Autor(en): **Hagelstange, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **19 (1951-1952)**

Heft 11

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758691>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

SÜHNE UND EHRE

Von Rudolf Hagelstange

An den Flüssen Babylons
haben wir nicht gesessen. —
Aber keines Klagetons
Schwingung sei uns vergessen.

Vor den Mauern Jerichos
haben wir nicht geblasen. —
Aber der stürzenden Mauern Stoß
schreckt uns noch unterm Rasen.

In den Tempeln Jerusalems
haben wir nicht gebetet.
Doch mit dem Blute Seths und Sems
ist unser tägliches Brot geknetet.

Spät, sehr spät — so möchte es wenigstens scheinen — schicken wir uns an, unaufgefordert von Dingen zu sprechen, von denen die Welt sprach, als sie geschahen, und von denen sie laut zu uns sprach, als sie geschehen waren.

Wir haben zu diesen Dingen, die geschehen sind und nicht ungeschehen gemacht werden können, geschwiegen, als wir den Knebel auf der Zunge hatten. Aber der Knebel band nur die Zunge. Doch weil er die Zunge zum Schweigen band, betrog er uns — vor dem Angesichte der Welt — um die Scham, die auch in diesem Schweigen wohnte, sich in dieses Schweigen verkroch.

Dann kam die Zeit, da der Bruder den Bruder richtete, und es ist ein Gesetz der menschlichen Natur, daß sie Anklage für Angriff nimmt, daß sie sich in Abwehr verkrampft und verstockt unter den Anwürfen des Anklägers. Und weil dieser sprach, viel sprach, hatte der Beklagte zu schweigen. Er schwieg — in Scham oder in Trotz, oder in beidem. Denn es gehört wiederum zur Natur des Menschen, daß ihm ein Gran des Zuviel als erlittenes Unrecht erscheint und daß er mit dem Groschen der Selbstbemitleidung, mit diesem winzigen «Haben» die große Summe des «Soll» schon beglichen glaubt. Was aber war dieses Soll des Deutschen? Was wollte man von ihm? Wollte man seine Scham? Wollte man sein Schweigen in Scham, und davon vielleicht — aus sehr fadenscheinigen Gründen — als liebsten Teil sein Schweigen? Ein Schweigen,

in dessen Duldung Raum war, viel Raum für manches, dessen man sich auch schämen konnte — freilich für den anderen? Wollte man Wiedergutmachung — diesen in sich widerspruchsvollen Begriff, ähnlich dem sogenannter Entnazifizierung —, wollte man Reparationen für Sachgüter, die auch vernichtet waren, justifiziert an Hand eines Völkermordes?

Es gehört zu den Nachwehen des Krieges, daß er neue Irrtümer ausstößt und daß sich die Dinge aufs neue verwirren, ehe sie sich — spät vielleicht — entwirren, und daß die Welt, die dieser zu gewinnen trachtete und an die er seine Seele verriet, nun jenem als die Krone seiner Bemühungen winkt, damit auch er den gehörigen Schaden an seiner Seele nehme. Denn das Prinzip des Bösen — der Fromme mag es Satanas nennen — käme mit einem Kriege nicht auf seine Kosten, ja es würde durch ihn seiner Trümpfe beraubt, wenn dieser Krieg, wenn ein Krieg überhaupt dazu dienen könnte, das Unrecht zu entmachten, das Helle zum Siege zu führen, das Dunkle für immer in den Orkus zu verbannen.

Wir kämpfen — sagte Arthur Koestler einmal — im Namen einer halben Wahrheit gegen eine ganze Lüge. Als aber die ganze Lüge bezwungen schien, bekam die halbe Wahrheit ihre Kinder, und diese schlugen ihr nach.

Ueber diese Zeit der letzten fünfzehn, zwanzig Jahre wird der einst die Historie durch ihre redlich oder unredlich bemühten Schreiber zu befinden versuchen. Sie wird mehr und mehr Abstand gewinnen, heilsamen Abstand, und sie wird dabei doch auch schädlichen Verlust an menschlichem, erfahrungsgemäßigem Wissen um die Dinge erleiden, um so mehr als die Aspekte wechseln und insgeheim jede «neue Zeit» ihre Kinder korrumpiert. Aber solange die Gesetzestafeln des Moses vom Berge Sinai noch nicht ganz zerschlagen sind und das Gebot «Du sollst nicht töten!» noch Geltung hat, wird der deutsche Name unter jenem Makel leiden, den ein verbrecherisches Regime, das über hinreichend verblendete Helfershelfer verfügte, ihm anheftete, indem es Millionen wehrloser jüdischer Menschen wie Ungeziefer bekämpfte und vernichtete. —

Wir waren, einige Freunde, am Abend des 9. November 1938 nach Erfurt gefahren, wo ein künstlerisch gut geleitetes Theater diesem sogenannten Nationalen Feiertag durch die Aufführung dreier Einakter entsprach, die dem Geiste des Opfers — wohlgemerkt des freiwilligen Opfers — das Wort redeten. Der Abend war ein Beispiel für jene damals gelegentlich geübte, einzig mögliche Art verschlüsselten Widerspruchs, deren Bedeutung dem Außenstehenden

für immer verschlossen bleiben muß. Entsprechend dem Dreieck Berlin—Rom—Tokio führte man auf: Lessings «Philotas», den etwas geschwätzigen «Brutus» von Alfieri und ein wunderbar poetisches altes japanisches Stück, dessen Name mir entfallen ist. Der Abend erschütterte uns. Als das Wort Lessings auf der Bühne fiel «Ein König muß ein Vater sein», hatte dies auf uns eine ähnliche Wirkung wie Marquis Posas Wort auf einer Bühne des «Dritten Reiches»: «Sir, geben Sie Gedankenfreiheit!» Nur war es unendlich stiller, tiefer und, in seiner Weisheit, schmerzlicher. Am meisten aber bewegte uns der Japaner zum Schluß; denn es ging ihm um ein Kind, das Kind eines Kaiserhauses, das — um an Herodes zu erinnern — von Häschern gesucht wurde und, das zu retten, Eltern ihr eigenes Kind opferten. Es erinnerte an das Opfer Abrahams, nur daß es geleistet wurde. Und da das japanische Kaiserhaus immer in göttlichem Ansehen stand, opferten hier Eltern ihr Kind zur Rettung des gefährdeten göttlichen Kindes. Was an «europäischen» Vorstellungen und Empfindungen noch in uns Einwände wußte, brachte die Poesie zum Verstummen. Das Ganze war archaisch, alttestamentarisch. Wir gingen lange durch die nächtlichen Straßen, ehe wir uns in den Wagen setzten und heimfuhren.

Als wir ankamen, war der Himmel gerötet. Bestellter uniformierter Mob hatte Feuer an die Synagoge gelegt und sich dann, berauscht an diesem Fanal, über die Wohnungen der jüdischen Mitbürger hergemacht. Wie sollte, der die Wohnung Gottes schändet, vor dem Hause des Menschen Ehrfurcht hegen! In dieser Nacht wußte ich, daß wir verurteilt waren — nicht vor einem *menschlichen* Gericht. Und als ich, sechs Jahre später in Italien von einem Offizier, der zwei Jahre im rückwärtigen Gebiet Rußlands gedient hatte, von den Massenerschießungen und dann von der Vernichtungsmaschinerie der Gaswagen und Verbrennungsöfen hörte, erschien mir das nur wie die logische Plünderung eines Fruchtbaumes, der über der Wurzel schon abgesägt war. — Ich sagte: ich hätte gewußt, daß wir verurteilt waren, und es wäre zu fragen: wozu verurteilt? Ich möchte sagen: zum Leiden. Und ob dies richtig sei oder falsch: wir alle wissen, daß wir mit Leid bezahlt haben, ob wir wollten oder nicht. Aber gerade darauf kommt es wohl an.

Es ist in den ersten Jahren nach dem Zusammenbruch und nach der Selbstentleibung dessen, der hier der diabolische Spielleiter war, viel die Rede gewesen von Kollektivschuld, und es ist viel Tinte vergossen worden, Tinte für Blut, das davor vergossen wurde, um das Verhältnis — vor allem das Verantwortlichkeitsverhältnis

— von uns Deutschen zu diesem scheinbar in unserem Namen verbrochenen Massenhinrichtungen Schuldloser zu fixieren. Und spät erst hat sich die Gerechtigkeit dazu verstanden zu sagen, daß das Phänomen der Schuld an den freien Willen des einzelnen Individuums gebunden ist. Und so kehrte denn dieses Problem der Schuld zum Einzelnen zurück, dorthin, von wo es seinen Ausgang genommen hatte, und der Einzelne hatte nun vor seinem Gewissen oder seinem Verantwortungsbewußtsein darüber zu befinden.

Es gehört zur Natur des Menschen — gehen Sie in die Gerichtssäle der Welt! —, Schuld von sich zu weisen, selbst dort, wo sie eindeutig besteht, und es gehört zum geistigen Adel des Menschen, Verantwortung auch für das zu empfinden, was er selbst nicht tut. So wie Goethe einmal gesagt hat: *Alles, was geschieht, geht mich an*. In dieser Hinsicht ist auch der Christ, der echte Christ, empfindlicher für Schuld und Verantwortung als Hinz und Kunz, vom Metaphysischen her; und er teilt dieses wachere Empfinden mit Geistern von Rang, denen solcher Rang eben von einem höheren Verantwortungsbewußtsein her zufließt. Ich will dies an einem Beispiel deutlich machen, das auch in anderem Sinne ein Beispiel ist, um so mehr, als es sicher keines zu sein beabsichtigt:

Ich besuchte, ausgangs des letzten Jahres, den siebzigjährigen Leopold Ziegler, der Zeit seines Lebens nur seiner kulturphilosophischen Arbeit und keinem Mächtigen der Welt gedient hat und somit wirklich ein Philosoph, ein Freund der Weisheit ist. Wir sprachen auch über Vergangenes. Sein Anwesen steht (in Ueberlingen) auf einer Anhöhe, unter der sich Hohlräume befinden, die während des späteren Kriegsverlaufs, als die Rüstungsmaschinerie mehr und mehr unter die Erde kriechen mußte, in Rüstkammern umgewandelt wurden, Rüstkammern, in denen KZ-Häftlinge, Juden und Ausländer arbeiten mußten. Als der Krieg zu Ende war und der Abrüstungsbefehl alle militärischen Anlagen zu sprengen vorschrieb, wurden auch hier Sprengungen durchgeführt, die dem Ortskundigen nicht erst unter heutigem Aspekt grotesk erscheinen mochten. Dabei wurden Häuser, darunter auch das Zieglersche, schwer beschädigt; das seine zu achtzig Prozent zerstört. Als er davon berichtete, klang nicht einmal der Schimmer einer Satire, geschweige denn ein Ton des Unmutes oder des Hasses durch seine Rede. Ja, er fügte zum Schluß einfach hinzu: «Ich habe es hingenommen gleichsam als Abtragung einer Schuld. Ich bin ja gelegentlich auf der Straße einem Trupp der ausgemergelten Gestalten begegnet, wenn sie in die Höhlen geführt wurden, und hatte so Kenntnis und Anteil an dem, was geschah.» — Ich muß gestehen, daß mich diese Worte sehr bewegten und daß

ihr Sprecher für mich durch sie eine neue Stufe des Ranges betrat: er sprach wirklich als der Weise mit dem adeligen Herzen.

Wir wissen alle, daß es auch Gegenbeispiele gibt. Wir können solche Rangäußerungen weder von einem Harlan noch von einem Remer erwarten. Sie würden auch den Unterschied verwischen, der zwischen dem Narren und dem Weisen, dem Schamlosen und dem Schamhaften besteht.

Aber nun, da — wenn auch vielleicht korrumpiert durch eine ebenso beängstigende wie aufschlußreiche Verwirrung der politischen Weltlage — die anderen mit ihrem bestenfalls väterlichen «Schäme dich!» aufhören, da die Schreie der Opfer aus unseren Ohren und die Hügel eingesunken sind, die sie decken —, nun wäre es wohl an der Zeit, daß wir, ohne Ressentiment, ohne Nationalismen, ohne Augenaufschlag vor den kritischen Blicken der anderen und ohne uns durch das gelegentlich unversöhnlich klingende Anathema! derer, mit denen wir Frieden und Versöhnung suchen müssen, beirren zu lassen, uns ehrlich und würdig bemühen zu ordnen, was da zu ordnen ist, und zu sühnen, was da zu sühnen ist. Es gilt dabei nicht: abzuwägen, zu bezichtigen oder selbst-zubezichtigen, zu stufen oder um Stufung zu rechten — und schon gar nicht darum, unsere Rede auf jene Rede abzustimmen, die uns antworten könnte oder bereits geantwortet hat. Es geht auch nicht darum, daß wir Deutschen als Einzelne uns angerufen fühlen, das Problem einer sogenannten Wiedergutmachung im Ganzen zu lösen. Wir können diesen materiellen Handel, der gewiß nicht immer ein delikates Geschäft bleiben kann, jenen überlassen, die uns im Augenblick öffentlich vertreten, und bestenfalls wünschen, man möge Säumigkeit nicht Methode werden lassen und über steigende Dividenden nicht die ungetilgte Schuld gering einschätzen.

Was uns einzelnen Deutschen nun obliegen sollte, scheint mir ein anderes, das ich, wenn es nicht zu großmächtig klingt, die Wiederherstellung unserer Ehre nennen möchte. Und ich wähle dieses Wort, *obwohl* es, wenn ich mich nicht täusche, eine bevorzugte Redensart jenes Menschen war, der wie kein anderer in unserer Geschichte deutsche Ehre mit Füßen trat, der — in jeder Hinsicht und nach allen Seiten hin — ein Ehrabschneider par excellence war. Denn ich glaube, wir sollten uns durch keine Fälscher und Propagandisten den Mut abkaufen lassen, Frieden Frieden, Freiheit Freiheit und Ehre Ehre zu nennen, solange es noch Menschen unter uns gibt, die von diesen Dingen gekostet haben oder nach ihnen hungern. Es kommt darauf an, in welcher Umgebung sie stehen und wohin sie weisen.

Von deutscher Ehre zu sprechen, ist nach allem, was hinter uns

liegt, gewiß ein heikles Unterfangen — zumindest für denjenigen, der sich den Begriffsauslegungen jeweiliger Zeit unterwirft. Wer dies tut, der mußte sich zeitweilig, vor allem bald nach dem Kriege, auch um seine sogenannte Soldatenehre betrogen fühlen, und er mag recht haben, von anderen die Wiederherstellung seiner Soldatenehre zu verlangen. Er vergißt dabei freilich, daß diese Art Standesehre von jedem Stande mit gutem Recht beansprucht wird, vielmehr — daß wir dies endlich richtigstellen — von jedem einzelnen irgendeines Standes. Denn die Ehre, wie die Schuld, ist an das Individuum gebunden. Ein General wie Schörner zum Beispiel, der nach der unterzeichneten Kapitulation seine Soldaten weiterzukämpfen zwang und sie dadurch allesamt im Sinne des allgemein anerkannten Kriegsrechtes zu Marodeuren stempelte, handelte zwar selbst ehrlos, indem er ihrer aller Leben auf Gnade und Ungnade in die Hand des Gegners gab; aber er konnte keinem von ihnen die Ehre nehmen. Wenn ich Soldat war (und ich war es auch), hatte ich Ehre oder Unehre durch mein Handeln. Niemand nahm mir Ehre und niemand gab mir Ehre. Ehre hütet man selbst, oder verspielt sie selbst. Die Ehre ist ein Stigma unserer Individualität.

Es kann freilich der Fall eintreten, daß eine Zahl von Ehrlosen — im Angesicht der Welt und nur hier — den Ruf von vielen erschüttert. Was aber hätten dann die Verdächtigten, zu Unrecht Verdächtigten Besseres zu tun, als dafür Sorge zu tragen, daß ihre Ehrenhaftigkeit auf eine selbstsichere und darum stille und feste Art deutlich und erkennbar werde?

Wir Deutschen sind anders als die anderen, so wie wir — in einem Hause schon — untereinander verschieden sind. Wir haben dies zur Tugend und jenes zur Schwäche; und gelegentlich halten wir wohl auch eine Schwäche für eine Tugend — oder umgekehrt. Nur so konnte es dahin kommen, daß deutscher Idealismus als Treibstoff des Bösen mißbraucht werden konnte. Aber — wir sind darum nicht schlechter und nicht besser als die anderen. Vielleicht waren wir leichtgläubiger und sind darum heute — aus gutem Grunde — zurückhaltender und mißtrauischer. Und wir oder unsere Eltern waren — einer falschen Ehre nachjagend — leichtfertig genug, jenen das Steuer in die Hand zu geben, die uns nach flüchtiger Beute in den Schiffbruch geführt haben. Ungezählte haben Leib und Leben, Hab und Gut, Gesundheit und Zukunft dabei verloren. Städte sind zerstampft, Provinzen verloren. Verloren haben wir alle. Und nun rede ich von deutscher Ehre.

Unsere Ehre, so meine ich, besteht darin, daß wir haften, nicht, weil wir müssen und weil es uns auferlegt ist, sondern weil wir

Ehre haben. Wir haften — wie der ehrsame Vater für seinen ehrlosen Sohn — für das, was geschah, und indem wir — wie der ehrsame Vater — dafür haften, versuchen wir den Schimpf zu tilgen, den Ehrlose unserem guten Namen antaten. Kein Fremder, keine weltpolitische Konstellation kann uns als Einzelnen und uns als Gesamtheit Ehre ab- oder wieder zusprechen. Auch kein deutscher Soldat neuer Art kann da ein Jota zufügen oder wegnehmen. Dies ist unser ureigenstes und friedlichstes Geschäft.

Was unserer Ehre aber zweifellos zum abträglichsten geschah, das war das mit dem Bodensatz von längst widerlegten Ideen und Thesen — ich meine zum Beispiel den «Arier» — begründete Massaker an den Juden deutscher und vor allem fremder Staatszugehörigkeit. Als es mit jenem 9. November 1938 eingeleitet wurde, öffentlich, vor den Augen der Mitbürger, habe ich — um auch dies zu sagen — in viele entsetzte Augen geblickt, habe bestürzte Reden gehört, Zweifel, Empörung und Widerspruch, selbst von jenen, die Hitler für ihren Mann hielten und einen seiner schon von der Farbe her unschönen Röcke oder sein Abzeichen trugen. Und die Fama wurde dann allzu begierig aufgesogen: er habe dies alles nicht gewollt; es habe sich um einen Uebergriff untergeordneter Stellen gehandelt. Das Gefühl für Recht und Menschlichkeit war nicht erstorben. Aber da es fortlaufend beirrt und beunruhigt wurde, suchte es einen Anker im Wunschtraum. Das Entsetzliche, da es schon sichtbar geschehen war, wollte nicht Platz finden in dem Bewußtsein; und die spätere Verfahrensweise des Nationalsozialismus trug diesem Bedürfnis, nicht teilzuhaben, nach Möglichkeit Rechnung: es tarnte Art und Ausmaße seiner Untaten recht oder schlecht. Und wer die Tarnung durchschaute, trug ja den Knebel.

Was aber von diesen Dingen geglaubt oder nicht geglaubt, geduldet oder nicht erkannt, gutgeheißen oder verurteilt wurde, ist zurückgekehrt in die Brust des einzelnen und ruht heute bei ihm, und er allein mag es wägen, beurteilen, mag sich frei oder schuldig sprechen. Es geht um Zukünftiges. Es geht immer um Zukünftiges, auch in der Gegenwart. Und wie damals unser aller Zukunft, ohne daß wir es wußten oder wissen wollten, ausgehandelt wurde, so ist uns Heutigen aufgetragen, auf den Trümmerblöcken des Vertrauens, der Achtung und der echten Selbstachtung wieder ein Fundament zu setzen, dessen Maße korrekt und auf Dauer gewählt sind, damit sich nach und nach über ihnen ein Haus erheben kann, in dem wir — als einzelne und als Volk —, geachtet und uns selbst achtend, leben können.

Was der Krieg, hier wie dort, an Blut kämpfender Soldaten und

wehrloser, aber in kausalem Zusammenhang mit dem totalen Krieg getöteter Zivilisten aufgesogen hat, was er an materiellen Gütern vernichtete, steht auf einem besonderen Blatt, und wir kämen mit der Nachrechnung und Aufrechnung wohl nie zu einem befriedigenden Ergebnis. In dieser Hinsicht haben wir auf eine Art und in einem Ausmaß bezahlt, die schon mehr als einen ahnungslos über die Grenzen zu uns Kommenden verstummen ließen. Man hat ganze Länder wie Kuchenstücke verschoben und Millionen zu Heimatlosen darüber gemacht. Und wenn es als Reaktion auf Ähnliches, was Hitler tat, auch erklärt werden kann — das Recht stand dort wie hier verstoßen und mißachtet am Rande. Es ist — bis auf den heutigen Tag — kein Mangel an Widersinn, an Mißgriffen und Mißverständnissen gewesen, weil es auf die Dauer einem höheren, ich möchte sagen, den ewigen Gesetzen widerspricht, daß ein Volk das andere bevormunde oder beherrsche. Wir sollten dies wissen und daran ein wenig Weisheit zu gewinnen suchen. Ob wir uns, dies alles hinter uns werfend, in der Morgenröte oder einer Abendröte des europäischen Tages wähen — uns hilft hier nicht die gute, nicht die abträgliche Meinung, kein Sentiment oder Ressentiment. Die Welt zu verändern, sie gerechter und friedfertiger zu gestalten, werden wir uns immer mühen — nach dem moralischen Gesetz, das in uns gelegt ist. Nur sollten wir bescheidener und nüchterner von unseren Möglichkeiten denken und diese vor allem bei uns selbst, nicht aber in Kollektivmaßnahmen, großen politischen Bewegungen, weltpolitischen Konjunkturen sehen. Die unermüdliche tägliche Arbeit der zahllosen Namenlosen und die Elite schöpferischer Geister auf jedem Gebiet — diese beiden Faktoren bestimmen das Gewicht eines Volkes auf die Dauer, und dieses Gewicht ist mächtiger und maßgebender als die ewig hin und her schwankende Waage des politischen Kräftespiels.

Was aber dieses Gefühl für das eigene Gewicht, dieses Vertrauen in uns selbst, bestärkt, ja was ihm vorausgesetzt ist, das ist jene polare Spannung zwischen *Wert* und *Würde* einer Nation, die — wie eine Wasserwaage — im Lote sein muß, wenn alles, was diese Nation unternimmt, sinnvoll sein und zu einem festen standhaften Unternehmen gedeihen soll.

Ob wir, wir Deutschen insgesamt, aus dem, was uns — von innen und außen — geschehen ist, immer die rechten Lehren gezogen haben, ist schwer zu entscheiden. Der Unsinn redet immer lauter als der Sinn, dem es nicht um Effekte, sondern um echtes Wirken geht. Und wenn sich Kräfte wieder regen, die wir erloschen hofften, hier und dort vielleicht, so sollten wir zwar wissen, daß sie dem

überall in der Welt unsterblichen Chauvinismus Parolen und Schlagzeilen gegen uns liefern und ihrem Lande damit den nur möglich schlechtesten Dienst leisten, aber wir sollten uns durch sie nicht beirren lassen, das Vernünftige zu tun. Ihr Geschrei soll die Schuld zudecken, die sie unfreiwillig damit bekennen.

Nicht weil die Welt oder die Judenheit es von uns erwartet, sondern weil wir es den Millionen Hingemordeter *und uns selbst* schuldig sind, wünschen wir Aussöhnung mit den Juden der Welt, und wenn wir dies ehrlich wünschen, wird uns bewußt werden, daß dies kein billiger und bequem zu erfüllender Wunsch ist — und daß er auf mehr zielt, als uns die jüdischen Menschen der Welt heute gewähren können. Sie müssen dabei nicht nur über ihren eigenen, sondern auch über den Schatten ihrer Toten springen. Wer — in den Hungerjahren nach 1945 — das erste Lebensmittelpaket für seine Familie von einem nach den USA emigrierten deutschen Juden bekam, mit der bescheiden vorgetragenen Bitte: er möchte gelegentlich nach dem Schicksal der zurückgebliebenen Mutter und Schwester forschen, und wer dann seinem Dank den Bescheid mitgeben mußte, daß die Mutter an Herzschwäche auf dem Wege *nach* und die Schwester — auf die dort übliche Weise — *in* Theresienstadt «gestorben» sei, der kann sich nur für eine sogenannte Deutsche Partei schämen, die durch ihren Pressedienst erklärt, daß wir, ohne Schaden zu nehmen, auch ohne die Gunst Israels leben werden.

Nur in einem haben diese Leute recht, daß die Gunst oder Ungunst des Staates Israel, der — mit den Einschränkungen, die alle Kollektiva herausfordern — als jüdischer Staat in dieser Angelegenheit gewissermaßen stellvertretend für alle Juden spricht, nicht Ehre ab- oder zusprechen kann; am wenigsten könnte er sie denen zusprechen, die sich diese Ehre selbst — absprechen. Denn auch in diesem Fall bleibt Ehre an jeden einzelnen von uns gebunden.

Der *einzelne* Deutsche hat es in der Hand, hier Entscheidendes zu tun, und dem einzelnen ist aufgegeben abzuwaschen, was an Makel dem Namen eines Volkes anhaftet. Wir können nicht von jedem erwarten, daß er Vorbild sei in dieser unerläßlichen Bemühung. Aber alle diejenigen, die im Namen des Geistes, der Wissenschaften und Künste, der Volksbildung im weitesten Sinne dieses Wortes handeln und dienen, möchten erkennen, daß es an der Zeit ist, den Haß, der einst gesät wurde, in Geduld und mit dem Fleiß der Liebe wieder auszujäten. So, wie es leichter ist, Unkraut unter den Weizen zu werfen, als ihn davon zu befreien, so muß auch dieses uns schwerer sein und schwerer fallen: den Haß zu besiegen und zu beseitigen, als es einst jenen fiel, ihn zu

säen. Und mögen auch manche unter den Aelteren zu herzens-
träge oder zu feige sein, für diese wahrhafte Ehrensache der Nation
einzustehen — um so beschwörender wenden wir uns an die-
jenigen, deren Jugend sie auf jeden Fall freispricht von Verant-
wortung für Vergangenes: sie möchten ihr Herz freihalten von dem
giftigen Unkraut des Hasses und der fadenscheinigen Haßlehren,
von dem würdelosen und geistlosen Ressentiment des Antisemitis-
mus politischer Unterwelt, das nicht zuletzt beigetragen hat zu
unserem Zusammenbruch und der tödlichen Gefährdung, in der
Europa jeden Tag leben muß. Sie möchten mit Hand anlegen, zu-
erst im Geistigen und der Gesinnung, die Grenzpfähle nationalis-
tischer Engstirnigkeit niederzulegen, das Eigene prüfen und das
Fremde verstehen, und, ungeachtet zunehmender Rüstungen, das
Glück und die Ehre ihres Volkes nicht in der Spekulation auf das
Veränderliche, sondern in dem guten Willen zum Recht, im Glauben
an das Beständige zu sehen.

Wir können heute nicht sagen, auf welchem Wege Getrenntes,
willkürlich und nur politisch Getrenntes, sich wiederfinden soll.
Wir sind, vor allem und in erster Linie, ein Spielball großer Mächte,
und die dies nicht aussprechen dürfen, sind es am meisten. Wir
wünschen, in Freiheit zu leben, und was uns zu dieser Freiheit noch
fehlt, wollen wir — eingedenk der Unfreiheit, in die andere mit
unserer Hilfe gerieten — geduldig und mit sauberen Händen er-
kämpfen. Wo wir Haß begegnen, wollen wir ihn beklagen, aber zu
überwinden trachten. Nur das Unrecht, die Willkür und die Un-
menschlichkeit erlauben, ja sie fordern unseren Haß.

Was aber uns Deutschen zu der Frage, die uns zusammenführte,
und zu allen anderen, die uns bedrängen und bewegen, zu sagen
ist, beruhigend, belehrend und aufrufend, hat Goethe einmal —
nicht weit von diesem Ort — ausgesagt, als er die Zeile schrieb:

*Da, wo wir lieben,
ist Vaterland.*

Ansprache, gehalten in der Johann-Gutenberg-Universität, Mainz, am
24. Januar 1952, und am gleichen Tag in der Deutschen Akademie für Sprache
und Dichtung.